

struiert, von denen er zwei wichtige Texte abdruckt: Einen „Essay on Time“, und einen Text, der den Titel „Rückblick und Ausblick“ trägt und ursprünglich als Nachwort zur 1976er Ausgabe des Prozessbuchs geschrieben worden war (nach Rosemann, der sich auf Schröter beruft). Er hat damit ein wichtiges Forschungsfeld eröffnet. Rosemann hat jedoch nicht das nachgeholt, was schon Elias versäumt hatte: Die Einbeziehung anderer als der transzendental-philosophischen Ansätze und das Eingehen auf aktuelle, z.B. evolutionäre Erkenntnistheorien, Diskurse, die Elias lateral wahrgenommen hat, mit denen er sich aber nicht systematisch auseinander setzte. Hier hat seine Arbeit ein Desiderat übrig gelassen.

Reinhard Blomert

KULTURSOZIOLOGIE

Jürgen Gerhards: Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kultursociologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003. 202 Seiten. ISBN: 3-531-13887-1. Preis: € 17,90.

Wenn Menschen zu Eltern werden, haben sie sich mit dem Problem zu beschäftigen, wie denn das künftige Kind heißen soll. Der Vorname soll zum Nachnamen passen, er soll an etwas erinnern, Traditionen befördern, die Identitätsbildung des Kindes unterstützen, dem Kind auch noch im Erwachsenenalter entsprechen oder einfach den Eltern gefallen. Das sind schon eine ganze Menge an Ansprüchen an einen Vornamen. Bedeutsam für die Analyse der Vergabe von Vornamen ist aber, dass jedes Elternpaar oder die allein stehende Mutter den Namen für sich wählt, also eine individuelle Entscheidung trifft. Trotzdem lassen sich hier gesellschaftliche Muster erkennen, die bei einem genaueren Hinsehen einiges über die Gesellschaft verraten.

Genauer hin sieht Jürgen Gerhards in seinem Buch über die Vornamen, das im attraktiv aufgemachten „kleinen Format“ des Westdeutschen Verlages erschien. Was den Akteuren bei der Vornamensuche kaum bewusst wird, ist die „soziale Logik“, das Muster, dem sie dabei folgen. Dabei dokumentiert der Vorname des Kindes den Stand der Eltern und das Milieu, aus dem sie stammen. Im akademisch gebildeten Milieu etwa scheinen, so Gerhards, populäre Namen von bekannten Film- oder Fernsehstars nicht beliebt zu sein, traditionelle Namen zu konservativ

und schon vor einigen Jahren im selben Milieu verbreitete Namen für den Moment verbraucht zu sein.

Das Buch ist neben dem inhaltlichen Anliegen, der Bericht zu einem Forschungsprojekt zu sein, als eine Einführung in die Kultursociologie gedacht, wobei der Autor sich stärker auf „klassische Theoreme der kulturellen Modernisierung“ zur Analyse des kulturellen Wandels bezieht.

Jürgen Gerhards beginnt seine Ausführungen mit einer Kritik am so genannten „cultural turn“ in der Soziologie. Die Kritik bezieht sich darauf, dass der von den Vertretern des cultural turn behauptete Konstruktivismus keineswegs neu sei, sondern sogar bei als extrem positivistischen Theorievertretern wie Karl Popper oder auch bei methodologischen Individualisten wie Hartmut Esser zu finden sei. Vor allem aber kritisiert Gerhards die Selbstbeschränkung des cultural turn auf das Verstehen des subjektiv gemeinten Sinns als für die Soziologie zu kurz greifend. Die damit verbundene Beschränkung auf vorwiegend mikrosoziologische Betrachtungen sieht er als ein Verpassen des Anschlusses an klassische kultursociologische Fragestellungen, die durchaus auf die Erklärung von Makrokultur gerichtet seien, etwa Webers „Geist des Protestantismus“. Gerhards orientiert sich in seinem Vorgehen daher an Durkheims Regeln soziologischer Methode, bei der bekanntlich versucht wird, Handlungen durch die sozialen Kontextbedingungen zu erklären. Wie Durkheim schon an seiner Selbstmordstudie zeigte, dass privates, individuelles Handeln einer sozialen Strukturierung unterliegt, so glaubt er auch, die Vergabe der Vornamen von Neugeborenen könnte in einer ähnlichen Weise interpretiert werden.

Gerhards geht es in seinem Buch nicht um einen Beitrag zur Namensforschung, er verwendet die „Veränderung der Verwendung von Vornamen in den letzten 100 Jahren als Indikator zur Operationalisierung von Prozessen kulturellen Wandels“. Dabei wird von der Prämisse ausgegangen, dass sich im Mikrophänomen, nämlich der Vergabe von Vornamen, Makrokulturentwicklungen spiegeln.

Die Daten für die empirische Analyse stammen aus den beiden Gemeinden Gerolstein in der Eifel und Grimma in der Nähe von Leipzig und wurden über einen Zeitraum von annähernd einhundert Jahren, von 1894 bis in die 1990er Jahre hinein in bestimmten Abständen als Stichproben der jeweils ersten einhundert Neugeborenen eines Jahres erhoben. Bei den beiden in die Untersuchung einbezogenen Gemeinden handelt es sich um Kleinstädte, wobei die westdeutsche

eine vorwiegend katholische Bevölkerung aufweist, in der ostdeutschen Stadt wohnten historisch vorwiegend Protestanten.

Die erste Analyse wird der Bedeutung der Religion für die Namensgebung gewidmet. Gerhards kann zeigen, dass der Anteil der Vornamen christlichen Ursprungs, meist mit Bezug auf Heilige, im Untersuchungszeitraum von einhundert Jahren zurückgegangen ist. Eine Ursache der Abkehr von der Religion wird in der Verlängerung und Vertiefung von Bildung und in einer Verbesserung des materiellen Wohlstands gesehen. Während in der katholischen Gemeinde Gerolstein Ende des 19. Jahrhunderts noch rund 70 Prozent der Namen ihren Ursprung im Vorbild eines Heiligen fanden, beträgt dieser Anteil im protestantischen Grimma zu diesem Zeitpunkt etwa 40 Prozent. Die Ursache für diese Differenz wird in der Ablehnung der Heiligenverehrung durch den Protestantismus gesehen, der zwischen Gott und den Menschen nur Christus dulde.

Auch die Verwendung von deutschen Vornamen steht offensichtlich in Verbindung mit politischen Entwicklungen. Sie steigt mit der Nationalsozialismus an und sinkt seit dem Zweiten Weltkrieg rapide ab. Mit zunehmender Verwendung von deutschen Vornamen geht ein Rückgang des Anteils jüdischer Vornamen einher. Im Vergleich zwischen der protestantischen Gemeinde mit der katholischen fällt auf, dass in den protestantischen Gemeinden der Anteil deutscher Namen weit höher war, was durch eine stärkere Affinität der Protestanten zur Idee des Nationalstaates interpretiert wird. Nach dem Kriege fällt der Anteil deutscher Vornamen beträchtlich, bis er schließlich in den 1990er Jahren nur noch rund 5 Prozent beträgt.

Die verwandtschaftliche Tradition hinsichtlich der Weitergabe der Vornamen der Eltern an das Kind hat stark nachgelassen; dies lässt sich an der Vergabe des ersten Vornamens zeigen. Allerdings ist die Interpretation, dass sich hieran eine Abschwächung der Weitergabe familiärer Bindungen und Traditionen zeige, höchst zweifelhaft. Diese These ist nur schwach zu stützen, denn erstens ergibt sich ein Messproblem – es wurden nur die ersten Vornamen erfasst – aber oft werden die Eltern- oder Großelternnamen im zweiten oder dritten Vornamen weitergegeben, und zum Zweiten finden sich in der Familiensoziologie dieser These widersprechende Befunde. Die Ursache für die an dem Rückgang der Weitergabe von in der Familie gebräuchlichen Vornamen wird vor allem in der nachlassenden ökonomischen Verknüpfung der Generationen vermutet.

Gerhards errechnet einen „Individualisierungsindex“, in dem die Anzahl verschiedener Namen pro einbezogenen Erhebungsjahre zur Gesamtzahl der erhobenen Namen (jeweils N=100) in Beziehung gesetzt wird. Am Anstieg der Unterschiedlichkeit der verwendeten Namen könne man die Individualisierung ablesen. Nach diesem Index sei die Individualisierungsentwicklung bereits zu Beginn der 1950er Jahre abgeschlossen gewesen. Interessant ist, dass Gerhards nachweisen kann, dass es hinsichtlich der Namensgebung nicht, wie die immer noch populären Individualisierungstheoretiker glauben machen wollen, zu einer Entschärfung der Gesellschaft gekommen ist, im Gegenteil nimmt die schichtspezifische Verwendung von Namen im Zeitverlauf sogar etwas zu.

Neben den schon genannten Beispielen wie religiöse Bindung, Enttraditionalisierung, Individualisierung werden an der Vergabe von Vornamen strukturelle Umbrüche der Gesellschaft, politische Veränderungsprozesse, Transnationalisierungsprozesse, Veränderungen der Geschlechterrollen und Aspekte der sozialen Ungleichheit diskutiert. Dies geschieht durchweg mittels interessanter methodischer Überlegungen, mit denen aus nichtreaktiven Daten Rückschlüsse auf die gesellschaftliche Entwicklung gezogen werden können. Dabei wird aus Sicht des Rezensenten gelegentlich der „schwache“ Indikator der Vornamensgebung überstrapaziert und überinterpretiert.

Insgesamt gesehen zeigt Jürgen Gerhards jedoch, dass gesellschaftliche Einflüsse, die Modernisierung und damit einhergehend der Rückgang der Bedeutung von Religion und Kirche, im Laufe der Geschichte sich verändernde Bezüge auf den Staat und Veränderungen in der Erwerbsstruktur Auswirkungen auf die Vornamensgebung haben. Das Anliegen, die verschiedenen makrostrukturellen Trends im Verhalten von Individuen und von Paaren nachzuweisen, scheint damit gelungen. Das Buch kann als Lehrstück dafür angesehen werden, um wie viel stärker unser Verhalten vom gesellschaftlichen Kontext abhängt, als uns im täglichen Leben bewusst ist. Von daher leistet das Buch ein Stück soziologische Aufklärung. Zumal, wie eine kleine von Gerhards durchgeführte Befragung zur Auswahl der Vornamen in einer Wöchnerinnenstation zeigt, die individuell handelnden Personen sich der gesellschaftlichen Bedingtheit ihres Tuns überhaupt nicht bewusst sind. Die Einwirkung gesellschaftlicher Einflüsse lässt sich nämlich erst in der historischen Zusammenschau von Daten verschiedener Herkunft aufzeigen.

Auf jeden Fall findet der Rezensent das Buch

lesenswert, sicher ist es auch in der Lehre als eine weitere Illustration des den Akteuren zu oft nicht sichtbaren Zusammenhangs von Gesellschaft und Handeln einsetzbar. Neben einer Gelegenheit, über die Namensgebung der eigenen Kinder zu reflektieren, freut es den Rezensenten darüber hinaus, dass es sich um eine kompakte Darstellung eines begrenzten Untersuchungsgebietes handelt, bei dem man schon nach wenigen Stunden das Erfolgserlebnis genießen kann, wieder ein interessantes und verständlich geschriebenes Buch gelesen zu haben.

Christian Stegbauer

EINKOMMENSUNGLEICHHEIT

Glenn Firebaugh: *The New Geography of Global Income Inequality*. Cambridge, MA: Harvard University Press 2003. 272 Seiten. ISBN 0-674-01067-1. Preis: \$ 49,95.

Die Analyse von Ablauf und Folgen der zunehmenden Internationalisierung der Weltwirtschaft besitzt zu Recht einen hohen Stellenwert in der Soziologie, allerdings weisen bislang nur wenige Studien über lediglich feuilletontaugliche Zeitdiagnose und impressionistische Deutungswissenschaft hinaus. Mit dem neuem Werk des amerikanischen Soziologen Glenn Firebaugh könnte sich dies geändert haben: Hier liegt ein Buch vor, in dem sich die Beschäftigung mit einem der genuinen Kernprobleme der Disziplin – (welt)gesellschaftlicher Ungleichheit – mustergültig mit rigoroser quantitativer Analyse und aktueller gesellschaftspolitischer Relevanz verbindet. Dass Firebaughs empirische Ergebnisse dem Zeitgeist des Globalisierungsdiskurses in vielerlei Hinsicht geradewegs zuwiderlaufen, schadet der Qualität des Buches dabei nicht im Geringsten.

The New Geography of Global Income Inequality ist nichts weniger als einer der ersten ernsthaften Versuche in den Sozialwissenschaften, durch quantitativ-empirische Analysen die Entwicklung der weltweiten Ungleichheit von Einkommen und Lebensverhältnissen bis zum Ende des 20. Jahrhunderts nachzuzeichnen – also: „to set the facts straight about trends in global income inequality“ (XI). Firebaugh nimmt dabei Anregungen aus der Globalisierungsliteratur, aber auch aus Makrosoziologie und -ökonomie auf, um die Analyse sozialer Ungleichheiten aus einer rein nationalstaatlich verengten Perspektive zu befreien. Wenn die Erklärung sozialer Ungleichheit eines der konstituierenden Anliegen der So-

ziologie war und ist, dann sollte der Blick auf soziale Ungleichheit in der Weltgesellschaft eigentlich allein aus empirischen Gründen unumgänglich sein – anhand historischer Zeitreihen belegt Firebaugh eindrucksvoll, dass die individuelle Staatsangehörigkeit im Lauf des 20. Jahrhunderts zu einer immer bedeutsameren Komponente sozialer Ungleichheit geworden ist, ja dass in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gut 70 Prozent der gesamten globalen Einkommensungleichheit allein auf Einkommensdisparitäten zwischen Ländern zurückgegangen sind, also das gesamte Ausmaß weltweiter innerstaatlicher Ungleichheiten um etwa den Faktor drei übertroffen haben (88–92). Wohl niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit waren individuelle Lebensumstände damit so stark durch Unterschiede zwischen Nationen und Weltregionen bestimmt (11).

Mit der Globalisierungskritik ist sich Firebaugh auch noch einig darin, dass sich die Welt seit etwa den 1970er Jahren geändert hat – allerdings lässt sich aus Firebaughs Daten nicht die geringste Evidenz herauslesen, dass eine intensivierte globale Ökonomie diese immensen Einkommensdisparitäten weiter vergrößert habe. Firebaugh weist in einer bestechend klaren empirischen Analyse ganz im Gegenteil nach, dass der zwei Jahrhunderte alte Trend einer steigenden Welteinkommensungleichheit, das Erbe der Industrialisierung des Westens, etwa um das Jahr 1970 gebrochen wurde. In den 1970er und 1980er Jahren stagnierte die soziale Ungleichheit in der Weltgesellschaft, um dann im Verlauf der 1990er Jahre zum ersten Mal seit über zweihundert Jahren zu sinken (101–103). Der entscheidende Faktor dafür sind deutlich sinkende Einkommensungleichheiten zwischen den Ländern, die insbesondere seit den 1990ern die praktisch weltweit ansteigenden innerstaatlichen Einkommensungleichheiten (einschließlich des Zusammenbruchs der kommunistischen Staaten) kompensiert haben (213–215).

Die Erklärung, die Firebaugh hierfür anbietet, ist letzten Endes eine ökonomische: Die Welt habe im Lauf der letzten Dekaden den Scheitelpunkt der Kuznetskurve überschritten, so dass die Welteinkommensungleichheit sich nun im Abwärtstrend befinde. Seit etwa zehn, zwanzig oder vielleicht auch dreißig Jahren sei der Punkt erreicht, an dem die positive (weltungleichheitsdämpfende) Wirkung der zunehmenden Industrialisierung ärmerer Länder erstmals die (weltungleichheitserzeugenden) Vorteile weiterer Spezialisierung im Westen kompensiere (Kap. 8, Kap. 10). Hier liegt Firebaughs klarer Bruch mit jedem konventionellen Globalisierungsdiskurs:

Firebaughs empirische Daten untermauern, dass Industrialisierung sowohl zu höherem gesellschaftlichen Wohlstand als auch zu höherer (inner)gesellschaftlicher Ungleichheit führt. In den letzten Dekaden hat sich die Wohlstandsverteilung zwischen den Nationen vermutlich gerade deshalb geändert, weil so genannte Schwellenländer wie Indien und China zunehmend an Industrialisierung und Welthandel partizipieren konnten. Hohe weltweite Einkommensdisparitäten erweisen sich damit (aus Sicht des gängigen Globalisierungsdiskurses: ironischerweise) gerade als ein Problem fundamental fehlender Globalisierung im Sinne einer immer noch fehlenden Teilhabe vieler Staaten – etwa im südlichen Afrika – an der durchgreifenden Industrialisierung der Ökonomien. Firebaugh ergänzt, dass zudem vieles dafür spricht, dass Fortschritte der Kommunikationstechnologie und die (am Horizont der westlichen Gesellschaften sichtbare) post-industrielle Ökonomie, wenn überhaupt, dann doch den Trend zur Egalisierung der Welteinkommensverteilung noch beschleunigen und den ökonomischen *terror of space* im 21. Jahrhundert tendenziell reduzieren sollten (204–218).

Trotz dieser wichtigen, oft überraschenden oder zumindest kontroversen inhaltlichen Ergebnisse soll hier aber noch einmal explizit die eigentliche Stärke des Buches hervorgehoben werden: die außergewöhnlich klare Argumentation und Firebaughs Fähigkeit, eine genuin soziologische Fragestellung adäquat in rigorose quantitative Analysen umzusetzen. Damit ist gerade nicht die Formulierung ausgefeilter Regressionsmodelle gemeint – die geneigte Leserin, der geneigte Leser wird in diesem Buch vergebens danach suchen: Firebaughs Untersuchungseinheit ist die Weltgesellschaft, und mit einem einzigen Beobachtungsfall ist mit Regressionsverfahren wenig zu gewinnen. Umgekehrt bedeutet das aber keineswegs Verzicht auf Quantifizierung – ja diese erweist sich gerade als essenziell, um *graduelle* Veränderungen der weltweiten Struktur sozialer Ungleichheit zu erfassen. Dementsprechend besteht Firebaughs empirische Analyse letzten Endes ausschließlich in der Betrachtung von Trends in etablierten Ungleichheitsmaßen. Bestehend wird die Studie dadurch, dass Firebaugh diese etablierte Methodik systematisch auf die Analyse der weltweiten Einkommensverteilung überträgt und eine *theoretisch abgeleitete und theoretisch informierte deskriptive Analyse* durchführt.

Zweifelloos ist Firebaughs methodologischen Interessen die überzeugende Kohärenz von sub-

stanzieller Fragestellung und empirischer Datenanalyse zu verdanken, die das Buch auszeichnet. Firebaugh erläutert beispielsweise ausführlich, warum ein scheinbar subtiles technisches Detail wie die Frage der Gewichtung der zugrundegelegten Einkommensdaten den feinen *methodologischen* Unterschied zwischen einer genuin soziologischen Analyse der weltweiten Einkommensungleichheit und einer makroökonomischen Studie der weltweiten Unterschiede in der Produktivität nationaler Ökonomien ausmacht (Kap. 7) – zwei genuin unterschiedliche Fragen, auf die, ganz nebenbei, Firebaughs empirische Daten auch exakt gegenläufige Antworten geben. Ebenso detailliert begründet Firebaugh, warum die zugrunde gelegten Einkommensdaten der Weltbank, der UN und der *Penn World Tables* ein im Großen und Ganzen zuverlässiges Bild weltweiter Einkommensungleichheiten abgeben (Kap. 3), oder warum steigende innerstaatliche Ungleichheiten eine positive Entwicklung darstellen können (191–192). Für Firebaughs Analysen spricht ebenfalls, dass er an zentralen Stellen der Studie systematisch Sensitivitäts- und Plausibilitätsanalysen durchführt, um die Auswirkung von möglichen Datenproblemen auf seine wichtigsten empirischen Ergebnisse abzuschätzen.

Angesichts dieser vielfältigen Qualitäten ist es Glenn Firebaugh mit *The New Geography of Global Income Inequality* sicher gelungen, einen Meilenstein in der soziologischen Analyse *Länder übergreifender Ungleichheitsstrukturen* vorzulegen und den methodologischen Standard für eine Generation nachfolgender Arbeiten zu legen. Es steht zu hoffen, dass dieses Buch gleichzeitig dazu beiträgt, die soziologische Ungleichheitsforschung wieder neu auszurichten – eher weg von, global betrachtet, auf sehr hohem Niveau marginal ansteigenden Ungleichheiten in den EU- oder OECD-Ländern, und eher hin zu einer verstärkt makrosoziologischen Orientierung an der Struktur globaler Ungleichheiten, der Sozialstruktur einer internationalen Gesellschaft, sowie der Beschreibung und Erklärung beobachteter Entwicklungen der, global betrachtet, deutlich bedeutsameren Komponente ökonomischer und sozialer Ungleichheiten zwischen Nationalstaaten und Weltregionen.

Markus Gangl

*